



## **Lebenserinnerungen**

**Waldeyer-Hartz, Wilhelm von**

**Bonn, 1922**

XII. Politische und Kriegs-Erlebnisse. Das Jahr 1848. - Der kurhessische Verfassungsverstreit. - Olmütz. - Der Krimkrieg. - Der Österreichisch - französische Krieg. - Die Kämpfe um Deutschlands ...

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-61989](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-61989)

und dessen Photographie ich vorlegte. Er nahm diese, hielt sie ins passende Licht und sagte: „Famos! Das lassen Sie nur so ausführen.“ Wir sprachen dann noch mehreres über das Denkmal, wobei die Hochschätzung des Kaisers für Rudolf Virchow zum vollen Ausdruck kam.

In allen Begegnungen, die ich mit Kaiser und König Wilhelm II. hatte, habe ich nur den Eindruck gewonnen, daß man einer offenen, freimütigen, vom besten Willen beseelten Persönlichkeit gegenüberstand, die herzwinnend wirkte. Doch die Fürsten dieser Erde haben einen schweren Stand. — Ich komme auf Kaiser Wilhelm II. noch bei Darstellung meiner Eindrücke vom Weltkriege zurück.

## XII. Kapitel.

### Politische und Kriegs-Erlebnisse.

Das Jahr 1848. — Der kurhessische Verfassungstreit. — Olmütz. — Der Krimkrieg. — Der österreichisch-französische Krieg. — Die Kämpfe um Deutschlands Einigung: 1864, 1866, 1870/71. — Bemerkungen über die späteren Kriege: Peru-Chile, Vereinigte Staaten-Spanien, Russisch-türkischer Krieg, Boxerkrieg in China, Russisch-japanischer Krieg, Balkankriege 1912/13.

Meine ersten Eindrücke von politischen Dingen, Unruhen und Veränderungen, die sich daraus entwickelten, sowie von kriegerischen Geschehnissen reichen in das Jahr 1848 zurück. Es erscheint mir noch heute merkwürdig, wie damals, als in Paris das sogenannte Bürgerkönigtum durch die Februarrevolution gestürzt wurde, die politische Bewegung wie eine Welle sich so rasch über fast ganz Mitteleuropa verbreiten konnte, besonders aber von Deutschland und Österreich aufgenommen wurde. Ich verfolgte als 12jähriger Knabe schon mit regem Interesse die Vorgänge, die auch bald den stillen Erdenwinkel, in welchem ich lebte, in Unruhe versetzten.

Ich nahm derzeit Partei für das preußische Königshaus und freute mich des Sieges, den der damalige Prinz von Preußen, später Kaiser Wilhelm I. über die süddeutschen Revolutionäre erfocht. Der Erhebung Schleswig-Holsteins gegen die willkürliche Regelung der Erbfolge in den Elbherzogtümern durch den dänischen König Christian VIII., die sein Sohn und Nachfolger Friedrich VII. zu Anfang des Jahres 1848 durchsetzen wollte, brachte ich mit der ganzen

deutschen Jugend volle Sympathie entgegen und sang mit voller Begeisterung das damals aufgekommene Lied:

„Schleswig-Holstein meerumschlungen,  
Deutscher Sitte hohe Wacht“ usw.

Die Kämpfe in Schleswig-Holstein, die dem alten Wrangel zu Namen und Ehren verhalfen, vor allem die Zerstörung des dänischen Linienschiffes Christian VIII. und die Eroberung der Fregatte Gefion in der Bucht von Eckernförde begeisterten in Deutschland Jung und Alt. Mir schweben diese Tage noch heute sozusagen lebendig vor. Aber wie bald folgten ihnen die Tage tiefster Erniedrigung für Preußen! England und Rußland traten für Dänemark ein, Preußen schloß darauf Frieden mit Dänemark und überließ die Herzogtümer ihrem Schicksal (2. Juli 1850). In dieser Zeit waren auch Spannungen zwischen Österreich und Preußen aufgetreten, die Preußen wohl zum Frieden gedrängt haben mögen. König Friedrich Wilhelm IV. hatte, wie mir scheint, in richtiger Erkenntnis der Lage der Dinge in Deutschland, die ihm von der Frankfurter Nationalversammlung angebotene deutsche Kaiserkrone abgelehnt, suchte aber doch gegenüber Österreich Einfluß in Deutschland zu gewinnen, zumal Österreich durch den Aufstand in Ungarn mit sich selbst beschäftigt und allen Einflusses in Deutschland bar war. Er knüpfte mit Sachsen und Hannover die sogenannte Union, die aber, sobald Österreich nach der Besiegung Ungarns wieder frei wurde und nun auf die Wiederherstellung der alten Bundesverfassung drang, durch den Abfall Sachsens und Hannovers wieder in die Brüche ging. Es bildete sich durch den Zusammenschluß Bayerns und Württembergs mit Sachsen und Hannover ein Vierkönigsbund, der sich zu Österreich hielt, so daß Preußen isoliert dastand. Dieses alles in dem denkwürdigen Jahre 1850. Dazu kam in demselben Jahre noch der kurhessische Verfassungstreit. Seit 1831 bestand in Kurhessen eine verhältnismäßig liberale Verfassung, die dem damaligen Kurfürsten abgerungen worden war. Dessen Sohn suchte mit Unterstützung des Ministers Hassenpflug<sup>(10)</sup>, dem der Beiname „Hessenfluch“ gegeben wurde, diese Verfassung zu beseitigen und zu dem früheren autokratischen Regiment zurückzukehren. Österreich und die mit ihm verbündeten Vierkönige begünstigten dies und als die Hessen sich nicht fügen wollten, rückten 25000 Mann österreichisch-bayerische Truppen von

Süden her in Kurhessen ein; man nannte diese Truppe damals die „Strafbayern“. Preußen, in dessen Machtbereich Kurhessen zunächst lag, erhob Einspruch gegen diese Bundesexekution und ließ von Norden her zwei Divisionen einmarschieren. In der Nähe des kleinen Dorfes Bronnzell bei Fulda stießen die beiderlei Vortruppen aufeinander und es kam zu einer kleinen Schießerei, wobei einige österreichische Jäger und auf preußischer Seite ein Trompeterpferd, der bekannte „Schimmel von Bronnzell“ verwundet wurden. Österreich, damals von Rußland und dem größten Teile Deutschlands unterstützt, erreichte sein Ziel, die Wiederherstellung der alten Bundesverfassung und seine Vorherrschaft; Preußen zog sich zurück. Es war ein Tag bitterer Schmach für Preußen, an dem dies geschah, der Tag von Olmütz, 29. November 1850!

Damit waren die zwei ersten Revolutions- und Kriegsjahre, die ich erlebte, beendet. Sie hatten, von Frankreich her angefacht, doch einen frischen Luftzug durch ganz Deutschland wehen lassen, dessen Spuren durch den hauptsächlich von Rußland und Österreich beeinflussten und von Preußen begünstigten Gegenstrom nicht mehr völlig verweht werden konnten. Ich habe damals schon, im 14. Lebensjahre stehend, alle diese Ereignisse mit reger Anteilnahme verfolgt, zumal die durch den kurhessischen Verfassungskstreit hervorgerufenen Maßnahmen sich in der Nähe meiner Heimat vollzogen und die durchziehenden Truppen zum Teil auf dem Rittergute Abbenburg Quartier bekamen. Wir Jungen dachten damals an eine große Schlacht und waren enttäuscht, als uns nur der Schimmel von Bronnzell gemeldet wurde. Die Preisgabe Schleswig-Holsteins und die Kapitulation vor Österreich in Olmütz habe ich schmerzlich empfunden. Später hatte ich auch Gelegenheit, den damals vielgenannten Minister Hassenpflug persönlich kennen zu lernen. Er war mit der Familie v. Haxthausen gut bekannt und ich traf ihn bei einem Besuche, den er der Familie machte, in deren Kreise, zu dem ich auch geladen war; ich fand bei ihm eine freundliche und ungezwungene Art geselliger Unterhaltung und ich gewann von ihm den Eindruck eines bedeutenden und gewandten Mannes.

Wenn auch der nächste große Krieg, der Krimkrieg, dahinten in der Türkei die Völker aufeinander platzen ließ, so wurde er doch von mir, dem damaligen Paderborner Gymnasiasten, mit großem Inter-

esse an der Hand der Zeitungsberichte verfolgt. Meine Sympathien sowie die der ganzen Kreise, in denen ich mich damals bewegte, waren auf Seiten der Franzosen und Engländer; namentlich der Marschall Pellissier erschien uns als der große Held des Tages. Die Franzosen stellten wir weit über die Engländer und die Operationen der englischen Flotte, geführt von Lord Charles Napier, der als „the fighting Charlie“ bezeichnet wurde, bei Bomarsund, wo er, wie es hieß, einige Teertonnen in die Luft gesprengt hätte, wurden bespöttelt. Als nachher die Franzosen kamen, wurde Bomarsund erobert.

Allgemein fiel es auf und erregte auch mein Nachdenken über Krieg und Kriegsziele, daß das damalige kleine Königreich Sardinien sich den beiden großen Westmächten anschloß und sich mit einem Hilfsheere von 15000 Mann an dem Unternehmen gegen Rußland beteiligte. Wozu, fragte ich mich, müssen sich diese Italiener in der Krim totschiessen lassen? Was geht der Streit zwischen Rußland und der Türkei das Königreich Sardinien an? Die Antwort sollte bald auf den Schlachtfeldern der Lombardei gegeben werden.

Napoleon III., der bei der Wiederaufrichtung des Kaisertums in Frankreich gesagt hatte, „l'Empire c'est la paix“, fuhr bald fort, seine Worte Lügen zu strafen. Dem Krimkriege, der ihm die Augen der ganzen Welt zugewendet hatte, ließ er drei Jahre später den Krieg mit Österreich um Lombardo-Venetien folgen, der uns in Deutschland schon viel näher anging, Preußen auch auf den Plan rief und in meine Familie eingriff. Ich bekenne, daß ich anfangs auch Sympathien mit den französischen Waffenerfolgen hatte, denn ich sah es für eine gerechte Sache an, daß den Italienern die echt italienische Lombardei und das echt italienische Venetien zurückgegeben werde. Als sich jedoch Napoleon mit Zustimmung des französischen Volkes dafür Savoyen und Nizza, die Geburtsstadt Garibaldi's, als Honorar aushändigen ließ, da war es mit meiner guten Stimmung für Frankreich vorbei.

Damals, wie jetzt beim Weltkriege, wollte Preußen Österreich nicht im Stiche lassen und ordnete nach der Schlacht von Solferino die Mobilmachung an. Die darin liegende Drohung war es wohl hauptsächlich, die Napoleon veranlaßte, Halt zu machen und von der Einlösung seines Wortes: „Italien frei bis zur Adria“ Abstand zu nehmen,

Die preußische Mobilmachung traf auch meinen zweiten Bruder, der damit eine gute Stellung als Landwirt in Mecklenburg verlor.

Nicht lange darauf, 1860, befand sich England im Kriegszustande mit China, und Frankreich nahm daran teil; mir ist aus diesem Kriege die Plünderung des Kaiserlichen Winterpalastes in China durch die Franzosen in Erinnerung geblieben.

Schon ein Jahr später hatte Napoleon bereits wieder einen Krieg entfacht, den mexikanischen. Mit dem größten Interesse verfolgte ich den Gang des Geschickes des unglücklichen Erzherzogs Maximilian, Kaisers von Mexiko von Napoleons Gnaden. Alles das, was er erlebte, sein Kämpfen, sein Leiden, sein tragischer Tod trat mir wieder lebhaft vor die Seele, als ich später sein Schloß Miramare bei Triest, sein Denkmal in Pola, sein lebensgroßes Bildnis im Schlosse Chapultepek bei Mexiko-Stadt und die zum Andenken an seinen tragischen Tod erbaute Sühnekapelle auf der Höhe bei Querétáro sah. Kaum 35 Jahre alt, wurde er dort, nachdem er erst am 12. Juni 1864 von der mexikanischen Kaiserkrone durch seinen feierlichen Einzug in die Stadt Mexiko Besitz ergriffen hatte, jedoch nie recht Herr des Landes gewesen war, am 19. Juni 1867 kriegsrechtlich erschossen. Wie die neueren Ereignisse zu lehren scheinen, haben die Begründungen von Dynastien durch fremdländische fürstliche Persönlichkeiten in jetziger Zeit ihre Schwierigkeiten; ich erinnere an die Ereignisse in Bulgarien und insbesondere an Albanien; ob auch die Hohenzollerndynastie in Rumänien noch lange Bestand haben wird, oder die dänische in Griechenland, kann bezweifelt werden.

Das Abenteuer Napoleons III. in Mexiko stützte sich auf den großen Bürgerkrieg der Nordamerikanischen Union 1861—1864, dem Deutschland durchgehends mit Wünschen für den Sieg der Nordstaaten in größter Spannung folgte. Dieser Krieg ist aber auch, das empfand ich damals schon lebhaft, ein welthistorisches Ereignis von der größten Bedeutung, denn durch den entscheidenden Sieg der Nordstaaten wurde die Gesamtunion erhalten und zu jener Macht erhoben, die von da an aktiv und bestimmend in die Geschicke der Welt eingreifen konnte, wie das jetzt der Verlauf des Weltkrieges klar gezeigt hat.

Gleichzeitig brachen nun neue, für das Geschick Deutschlands entscheidende Kriegswetter in Europa aus, an denen ich persönlichen

Anteil nehmen sollte. Seit der Preußenthron auf den Bruder Friedrich Wilhelms IV., den späteren deutschen Kaiser Wilhelm I. übergegangen war, der den bisherigen Bundestagsgesandten v. Bismarck-Schönhausen an die Spitze der Regierung berief, war es unverkennbar, daß Preußen sich von der in Olmütz eingegangenen Nachgiebigkeit gegenüber Österreich freimachen und wieder selbständige Politik treiben wollte. Das zeigte sich zuerst klar 1863 bei Berufung des Fürstentages nach Frankfurt am Main durch Kaiser Franz Josef I. König Wilhelm folgte der an ihn ergangenen Aufforderung nicht und der mit so vielem Pomp in Szene gesetzte Fürstentag verlief ergebnislos. Es mußte dies naturgemäß eine Spannung zwischen Preußen und Österreich, dem der größte Teil der deutschen Bundesstaaten folgte, erzeugen und unterhalten, die über kurz oder lang — es sollte nur drei Jahre dauern — zur Entladung führte.

In demselben Jahre 1863 hatte Dänemark nach dem Tode König Fredericks VII. eine neue Verfassung angenommen, durch welche Schleswig zu einem integrierenden Teile des dänischen Staates erklärt wurde. Dies mußte notwendig, falls keine Zurücknahme erzielt werden konnte, zum Kriege mit Deutschland führen, der am 1. Februar 1864 tatsächlich mit dem Übergange österreichisch-preußischer Truppen über die Eider eröffnet wurde. Ich war diesmal persönlich insofern dabei interessiert, als meine Einziehung zum aktiven Heeresdienste bei der mobilen Truppe mir als demnächst bevorstehend angekündigt worden war; der Friede wurde indessen eher geschlossen, als meine Einziehung nötig wurde.

Die kriegerischen Ereignisse, insbesondere die Eroberung der Düppeler Schanzen, das Zusammenwirken Österreichs und Preußens, welches aber schon den Keim der Entzweiung in sich trug, das oberflächliche Pflaster des Gasteiner Vertrages vom 14. August 1865, welches den Riß wohl für eine Zeitlang verdecken, aber nicht heilen konnte, sind bekannt. Man kann sich kaum vorstellen, mit welcher Spannung in allen Kreisen diese Vorgänge, die sichtbarlich dem Kriege zwischen Österreich und dessen Anhängern im Deutschen Bunde einerseits und Preußen mit seinem geringen Anhang andererseits zutrieben, damals in Breslau, wo ich eben durch meine Verheiratung am 5. April 1866 meinen eigenen Hausstand gegründet hatte,

verfolgt wurden. Kam es zum Kriege, so waren wir ja in Schlesien zunächst dessen möglichen Wechselfällen ausgesetzt. Am 11. Juni 1866 wurde der Krieg erklärt und schon am 4. Juli 1866 war er durch die Schlacht bei Königgrätz für Preußen entschieden!

Verschiedene Erlebnisse dieser Zeit sind im Kapitel „Breslau“ berichtet worden. Vor allem muß ich hier noch der schweren Kriegsgeißel gedenken, die uns unmittelbar nach Beendigung des Waffenganges schwer traf und die Freude am Siege sehr herabminderte, der Cholera. In Breslau wütete diese Seuche schrankenlos; in den Augusttagen 1866 zählte man während einiger Wochen täglich über 100 Tote, an einzelnen Tagen bis 300. In dem Hause, wo ich als junger Ehemann im April 1866 mein Heim gegründet hatte, kamen 7 Todesfälle vor. Ich hatte täglich mehrere Obduktionen an Choleraleichen auszuführen und somit Gelegenheit, die Pathologie der Cholera gründlich kennen zu lernen. Es hat mich nicht nach einer zweiten Bekanntschaft verlangt.

Gern erzähle ich hier ein kleines Erlebnis aus meiner Tätigkeit im Spital der Barmherzigen Brüder, wo ich mich an der ärztlichen Pflege der Verwundeten beteiligte. Ein ungarischer Soldat — Andrea hieß er — war mit einer Splitterschußfraktur des linken Oberarmes eingeliefert worden. Der tägliche Verbandwechsel war für den Mann sehr schmerzhaft. Er bat dann eines Tages, man möge ihm doch, während der Arm verbunden werde, erlauben, zu rauchen; dann könne er den Schmerz leichter ertragen. Gern wurde ihm die Erlaubnis erteilt. Glücklicherweise steckte er sich eine Zigarre an, hielt den Arm hin, rauchte vergnügt und verzog keine Miene trotz großer Schmerzen, die er zweifellos hatte. Oberarzt Professor Paul, der den Verband selbst machte, merkte sich das zufriedene Gesicht Andreas und brachte ihm nun jedesmal zum Verbande eine echte Habana mit, die der Mann glückstrahlend in Empfang nahm und sofort, nachdem er sie angesteckt, seinen verwundeten Arm ohne Zaudern hinhielt. Nach Erledigung des Verbandes ging er mit seiner Zigarre im Zimmer auf und ab und es wurde Jedem, der zusah, wie Andrea mit großem Behagen rauchte, selbst behaglich zumute; alle Verwundeten warteten mit Vergnügen täglich auf die Stunde, in der Andrea seine Zigarre rauchte; ich habe niemals Jemand so virtuos rauchen sehen wie diesen Ungarn. Sein Arm blieb ihm erhalten. Der Fall ist ein gutes Beispiel von

der beruhigenden Wirkung des Tabakrauchens, die dies offenbar für manche Menschen hat.

Nach diesem Kriege, den man wohl als einen ritterlichen, gesunden Kampf bezeichnen kann, denn er führte zur offenen klaren Versöhnung, zu einem dauernden Bündnisse der beiden streitenden Parteien und zu einem unter Preußens Führung starken Deutschland, durfte man auf eine längere Friedensdauer, wenigstens in Europa, hoffen. Doch diejenigen, welche diese Hoffnung hegten, hatten mit dem ewigen Unruhestifter Europas, mit Frankreich und dessen Kaiser, der seit dem Mißlingen des mexikanischen Abenteuers in eine mißliche Lage geraten war, nicht gerechnet. Napoleon III. glaubte seinen wankenden Thron auf jeden Fall durch einen äußeren Erfolg stützen zu müssen. Die glänzende Pariser Weltausstellung 1867, zu der auch König Wilhelm von Preußen kam, war etwas, reichte aber nicht aus. Äußerungen, wie „Revanche pour Sadowa“ und andere Zeichen ließen erkennen, daß es in Frankreich eine starke Partei gab, die in dem Emporkommen Preußens und der damit verbundenen engeren Einigung Deutschlands eine Gefahr für Frankreich sah. Kaiser Napoleon glaubte nun, daß er bei einem Kriege mit Preußen sofort Österreich-Ungarn und den größten Teil Deutschlands auf seiner Seite haben würde und das um so sicherer, je eher er den Krieg beginne, bevor also die Wunden von Königgrätz und von Langensalza vernarbt seien. In dieser Hinsicht verloren offenbar er selbst wie auch seine Minister die kluge Einsicht in die wahre Sachlage. Auch das neue Gewehr, von dessen Wirkung in dem Treffen bei Mentana gegen die Garibaldianer der General Failly gesagt hatte: „Les Chassepots ont fait merveille“ und die Äußerung des damaligen Kriegsministers Le Boeuf, daß die Armee „archiprêt“ sei, mögen mitgewirkt haben, daß der Kaiser einen so törichten Vorwand zur Kriegserklärung nahm, wie es die Wahl eines Hohenzollern zum König von Spanien und die bekannte Ablehnung König Wilhelms in Bad Ems am 13. Juli 1870 war. Daß Bismarck in seiner Kürzung der von Geheimrat Abeken verfaßten Emser Depesche<sup>(17)</sup>, die so gern als Fälschung bezeichnet wird, den Text so gab, wie er dann zur Veröffentlichung kommen sollte, war die richtige Antwort auf das beleidigende Ansinnen, welches an Preußen und seinen König mit der von der französischen Regierung durch den Mund ihres Gesandten Benedetti

vorgetragenen Forderung gestellt worden war. Die Erregung in Frankreich war aber schon so groß, daß nun die Form der Veröffentlichung der Emser Depesche, durch welche die Ablehnung der Forderung Benedettis seitens König Wilhelms den Mächten mitgeteilt wurde, alsbald als Grund zur Kriegserklärung dienen mußte; diese wurde bereits am 19. Juli 1870 durch den Herzog von Gramont abgegeben.

Wie der Krieg verlief und was im Frankfurter Frieden erreicht wurde, braucht hier nicht geschildert zu werden; nur die persönlichen Eindrücke, die der Krieg bei mir selbst und in den Kreisen, mit denen ich verkehrte, hervorrief, seien noch kurz angeführt. Gegenüber der großen Erregung, die in Paris herrschte, wenigstens bei einem großen Teile der Bevölkerung, war man, soweit meine persönlichen Erfahrungen und die mir zugekommenen Nachrichten reichten, wohl überall in Deutschland ruhiger und gefaßt. Den Ernst der Lage verkannte man nicht, hatte jedoch volles Vertrauen zu unserer 1866 so sicher erprobten Heeresführung. Gestärkt wurde unsere Haltung durch die feste Überzeugung, daß wir den Krieg mit Frankreich nicht gesucht hatten, sondern daß er uns unter gänzlich haltlosen Vorwänden aufgezwungen worden war. Wir unterschätzten aber auch nicht unseren Gegner, dem gleichfalls glänzend bewährte Heerführer zur Verfügung standen. Als am 2. August 1870 das Gefecht bei Saarbrücken in Paris als großer Sieg verkündet wurde, hat vielleicht den Einen oder den Anderen Besorgnis ergriffen, ob wir die Sache gut bestehen würden; die Ungleichheit der Kräfte, die tapfere Haltung des beteiligten deutschen Regiments und der geringe Erfolg der französischen Waffen ließ jedoch keine Befürchtung aufkommen. Und nun folgte Schlag auf Schlag: Weißenburg, Wörth, Straßburg, die Schlachten um Metz, Sedan; in vier Wochen war das kaiserliche Frankreich besiegt und erledigt. Daß sich da in Deutschland eine volle Begeisterung zeigte, wie sie selten so rein und hehr — so kann man sagen — gefunden werden dürfte, ist selbstverständlich. Das Erhebendste bei der Sache war das erstmalige Hervortreten des gesamten deutschen Volkes zu einheitlichem Tun und das unter der Führung von Männern, wie König Wilhelm I., Bismarck und Moltke: Männern echt deutscher Art, ohne Furcht und Tadel, zu denen man nicht nur volles Vertrauen haben durfte, sondern die auch als sittliche Größen vor aller Augen bestehen

konnten. Uns allen und auch der staunenden Welt wurde klar, was das geeinte deutsche Volk vermochte!

Das Kaisertum in Frankreich war besiegt, aber Frankreich war noch nicht besiegt. Die schwerere Aufgabe stand uns noch bevor. Man muß den Franzosen das ehrenvolle Zeugnis geben, daß sie sich, ungeachtet der schweren Niederlagen, die der größte Teil ihrer Armee erlitten hatte, unverzagt und tapfer bis zum letzten Mann aufrecht erhalten haben. Gambettas Ruhm wird stets in der Geschichte als ein glänzendes Bild bestehen bleiben; aber auch der Ruhm Frankreichs selbst. Frankreich hatte, nach dem Verluste seiner ganzen Armee, eine Million feindlicher Krieger im Lande, hatte den Übergang von einer Monarchie durch das Fegefeuer der Commune zur Republik durchzumachen und Frieden zu schließen. Es hat diese Aufgabe glänzend gelöst. Es drängt sich die Frage auf, ob wir uns jetzt, da dieselbe Aufgabe für uns zu lösen war, gleich gut gehalten haben. Das müssen wir leider verneinen. Wenn man nach dem Grunde fragt, so liegt der meines Erachtens klar zu Tage. Frankreich war damals in seinem Unglück einig; einig bis zum letzten Mann scharte es sich um die Fahne Gambettas und der Republik; die bestehenden anderen politischen Ansichten und deren Vertreter wurden schnell beseitigt. In Deutschland trat sofort nach dem Zusammenbruche des alten Regiments die alte Uneinigkeit wieder zu Tage; statt sich um die Mittelparteigruppe fest zu schließen und sie zur Wiedergeburt und Rettung des Vaterlandes zunächst einmal fest zu unterstützen, bereiteten ihr die extremen Parteien sowohl von rechts wie namentlich von links die größten Schwierigkeiten und ließen die Regierung nicht zu ruhigen Werken kommen. Dazu kam aber auch ein zweites, die bis zum äußersten übelwollende Haltung unserer Feinde, das heißt fast der ganzen Erdenwelt, und die fortbestehenden steten Unruhen an unserer großen östlichen Grenze. 1871, als die Armee Bourbakis über die Schweizer Grenze gedrängt und der Waffenstillstand geschlossen war, hörte bei uns jede feindselige Stimmung gegen Frankreich auf. Aus meinem eigenen Empfinden und aus dem, was ich von anderer Seite erfuhr, kann ich das bestimmt behaupten. Schwer verwundet konnten sich die Franzosen nur durch den Verlust von Metz mit dem anliegenden lothringischen Gelände fühlen; das war aber auch nur ein geringer Verlust gegen das, was jetzt uns genommen wird. Und dann bei uns:

Feinde ringsum! Selbst bei den meisten Neutralen kaum eine Spur von Wohlwollen, während dies 1870/71 Frankreich von allen Seiten entgegengebracht wurde. Uns brachte man während des Waffenstillstandes täglich Schwierigkeiten und die Friedensbedingungen sind so abgefaßt, daß wir noch auf Menschenalter hinaus unter einer übelwollenden Kontrolle stehen und nicht Herren im eigenen Hause sind. Nimmt man dies alles zusammen: unsere innere Uneinigkeit und die äußeren Schwierigkeiten, dann muß man sich doch noch wundern, daß wir so durch diese Krisis hindurchgekommen sind, wie bisher. Möchten wir aber vor allem Eines aus diesem Vergleich zwischen Frankreich 1870/71 und Deutschland 1918/19 lernen: Einigkeit! Einigkeit!

Von meinen persönlichen Erlebnissen im Kriege 1870/71 berichte ich noch folgendes: Als es klar wurde, daß der Krieg unvermeidlich sein würde, bereitete man sich auch überall auf die genügende Pflege der Verwundeten und Kranken vor. Der Breslauer Professor der Chirurgie, Dr. Hermann Fischer, ein durch sein Werk über Kriegschirurgie vorteilhaft bekannter Fachmann, setzte sich mit dem Johanniter-Orden in Verbindung, der geplant hatte, alsbald nach Ausbruch des Krieges eine Expedition von Ärzten und Pflegepersonal auszurüsten, nach dem Kriegsschauplatze zu entsenden und dort zu unterhalten. Fischer forderte eine Anzahl von Ärzten, darunter auch mich und Spiegelberg, auf, ihn zu begleiten und unter seiner Oberleitung an den von den Johannitern zu errichtenden Lazaretten tätig zu sein. Freudig sagten wir zu, übten uns unter Fischers Leitung in dem Anlegen von Verbänden und in der Vornahme leichter und lebensrettender Operationen ein und fuhren, als die Nachricht von dem Scharmützel bei Saarbrücken und der Schlacht bei Weißenburg eingetroffen waren, am Abend des 6. August 1870 ab. Wir passierten in der Nacht Liegnitz, da war gerade die Depesche von Wörth eingetroffen. Während der Zug hielt, trat ein Schaffner an die Wage und verlas das Telegramm mit folgenden Worten: „Der General Max Mohan ist bei Wörth angegriffen und geschlagen worden.“ Den Max Mohan an Stelle Mac Mahons kann ich noch nicht vergessen. Hatte die französische Siegesnachricht von Saarbrücken uns stutzig gemacht, so war durch die bald darauf erfolgte Nachricht von Weißenburg und jetzt durch die Nachricht von Wörth unsere Stimmung

hochgehoben, und froh, mit guter Zuversicht, fuhren wir in die Nacht hinein. Und das erste, was uns am Morgen auf dem Schlesischen Bahnhofe in Berlin empfing, war die Nachricht vom Siege in der Schlacht am Spicherer Berge! Nach kurzem Aufenthalte in Berlin fuhren wir weiter, mußten aber die nächste Nacht im Zuge auf der Kölner Rheinbrücke zubringen. In Rüdesheim schlossen wir uns einem pommerischen Grenadierregiment an, dessen Kommandeur, Oberst v. Zitzewitz, freundlichst für uns sorgte. Das Regiment war zunächst nach Saarbrücken bestimmt und auf die in Berlin erhaltene Nachricht von der Schlacht am Spicherer Berge schloß Professor Fischer mit Recht, daß in der Nähe von Saarbrücken für uns Verwendung zu erwarten sei und darin hatte er sich glücklicherweise nicht getäuscht.

Auf der Fahrt dorthin erlebte ich zwei ergötzliche Szenen. In dem Abteil, in welchem ich mich befand, waren auch einige junge, lebensfrohe Leutnants; auf einem der Bahnhöfe, wo wir einige Zeit hielten, standen eine Anzahl Kisten, von denen eine geöffnet war. Man sah in dieser eine Anzahl Flaschen von charakteristischer Form, deren Hälse mit Silberpapier umklebt waren. Einer der jungen Offiziere erblickte aus dem Fenster die Kisten und fragte einen in der Nähe befindlichen Bahnbeamten, was das für Kisten seien und wohin diese geliefert werden sollten? Der Mann sagte, die Kisten seien hier vor ein paar Tagen ausgeladen und man wisse nicht, wohin damit. „Nun,“ sagte der Offizier, „dann geben Sie einmal ein paar von den Flaschen aus der offenen Kiste her,“ drehte sich zu uns um in den Wagen und rief: „Kinder, Sekt, Sekt!“, hob dann gleich einige Flaschen hinein und, ohne erst das Etikett näher anzusehen, entkorkte er mit kundiger Hand eine Flasche, die auch sprudelnd ihren schäumenden Inhalt ergoß, füllte schnell ein bereitgehaltenes Glas, dann zu uns gewendet: „Prosit, Kameraden!“ Getrunken und — „Pfui Deubel! Limonade gazeuse!“ Wir lachten ihn weidlich aus, behielten aber doch die Flaschen, deren Inhalt uns nachher noch sehr angenehm war.

Bei der Weiterfahrt setzte bald darauf ein starkes Gewitter ein, so daß an einer Stelle der Bahnkörper überschwemmt wurde und der Zug halten mußte. Diesen Umstand benutzten die braven pommerischen Grenadiere, um sich zu erleichtern und, zum Wagenfenster hinausschauend, erblickte ich eine ganze Anzahl der stämmigen Leute

in Positur auf der Böschung sitzend und ihre ansehnlichen Kehrseiten unserem Zuge zuwendend. Dann hörte ich aus dem Nebenabteil in unserem Wagen eine weibliche Stimme — es saßen eine Anzahl Frauen darin, die Erlaubnis erhalten hatten, ihre Angehörigen bis Saarbrücken zu begleiten —: „Was halten wir denn hier so lange? Sieh' doch mal hinaus!“ Gleich darauf ertönte ein unterdrückter Schrei: „Hu!“ — „Na, was ist denn los?“ sagte die erste Stimme. „Ja, sieh selbst,“ sagte die zweite und abermals ein „Hu!“ und ein unterdrücktes Kichern und Lachen. Bald brachte uns dann der Zug aus dieser gefahrvollen Lage hinaus. Ich sage nochmals: Naturalia non sunt turpia! Was sollten die armen Grenadiere auch machen?

Gegen Abend kamen wir in Neunkirchen an; da wurden die Truppen ausgeladen. Es regnete noch immer leise weiter. Wir von der Expedition Fischer begaben uns in den Wartesaal, aber die Grenadiere konnten keine andere Unterkunft finden, als auf einer nassen Wiese. Dort stellten sie sich in kleinen Gruppen auf, jeder die beiden Hände auf die Schultern eines Kameraden gelegt, und versuchten so zu schlafen. Da gedenke ich des braven Oberst v. Zitzewitz. Er kam als der Letzte seiner Offiziere völlig durchnäßt zu uns in den Wartesaal. Ich hatte gesehen, wie er auf der Wiese von Trupp zu Trupp ging und alles musterte. Wir sagten ihm, er hätte doch auch für sich sorgen sollen, aber er meinte, erst kämen seine Leute, dann er. Ich habe ihn später in Straßburg noch einmal wieder getroffen. Ich sagte mir, wenn man mit solchen Führern in den Krieg zieht, dann kann der Sieg nicht ausbleiben! —

In Saarbrücken war einer der leitenden Persönlichkeiten des Johanniter-Ordens anwesend; Lazarette waren inzwischen in der Umgegend eingerichtet, es fehlte aber an Ärzten, da die einstweilen zurückgebliebenen Truppenärzte ihren Heereskörpern naheilen mußten; wir waren also sehr willkommen. Professor Fischer schlug sein Hauptquartier in Forbach auf in demselben Hause, in welchem einige Tage vorher noch Marschall Frossard gewohnt hatte; mir wurde ein Lazarett in der Kohlengrube Heinitz angewiesen, welches notdürftig eingerichtet, aber noch nicht belegt war; ich war dort mit einigen jüngeren Ärzten und Studenten der klinischen Semester zusammen. Am späten Abend fuhr ich noch auf einer Lokomotive dorthin. In dem Direktor der Grube, Herrn Geheimen Bergrat v. Roenne, Sohn

des berühmten Staatsrechtslehrers, fand ich einen äußerst umsichtigen und tätigen Mann, der uns bei der am anderen Tage vorgenommenen Endeinrichtung des Lazarets mit bestem Rat und bereitwilligster Tat zur Seite stand, und weiter so während der ganzen Zeit meiner Tätigkeit dort. In der Nacht darauf kamen dann etwa 60 zum Teil schwer Verwundete an, die alle verbunden, erquickt und gebettet werden mußten; bis zum Tagesanbruch hatten wir damit zu tun. Ich war etwa vier Wochen dort beschäftigt, dann mußte ich das bisher von französischen Militärärzten besorgte Lazarett in Stieringen-Wendel, wo der Kampf während der Spicherer Schlacht auch gewütet hatte, übernehmen, da die französischen Ärzte wieder nach Frankreich zurückkehren wollten. Die Herren übergaben mir ihre Pflegebefohlenen, etwa 70 an der Zahl; wir nahmen ein gemeinsames Mahl ein, wie es die Kriegszeit bieten konnte, tauschten unsere Adressen aus und schieden mit kräftigen Händedrücken voneinander, uns gegenseitig das Beste wünschend.

Da ich französisch sprach, verständigte ich mich bald mit den Verwundeten und Kranken, mit den beiden französischen Pflegerinnen, den Sœurs Jeanne de la Croix und Jeanne de Dieu, die ihren schweren Dienst in ausgezeichnete Weise versahen, sowie mit einem Jesuitenpater, der die Seelsorge dort übte. Auch mit meinem Quartiergeber, einem Beamten der großen Eisenwerke des Baron de Wendel, die in Friedenszeiten viele Hundert Arbeiter beschäftigten, war ich bald einig, ebenso mit dem Maire des Ortes Monsieur Aweng, dessen Haus von Kugeln völlig siebartig durchlöchert war.

Außer den Franzosen lag ein deutscher Wachtmeister der reitenden Artillerie dort, dem ein Oberschenkel gebrochen war. Ich untersuchte den Bruch, fand ihn gut geheilt und sagte dem Manne, er könne jederzeit, wenn er wolle, nach Deutschland überführt werden; er brauche nur noch einige Wochen Schonung, der Bruch sei geheilt. Die in der Nähe liegenden Franzosen, die etwas Deutsch gelernt hatten, verstanden, um was es sich handelte und sagten einmütig, der Wachtmeister dürfe nicht fort, der sei ein viel zu braver Kerl, den möchten sie nicht missen und, siehe da, der Wachtmeister bat auch, daß er seine Schonwochen an Ort und Stelle verbringen dürfe, mit den Franzosen habe er sich nun schon angefreundet und möchte nicht gerne noch vor seiner völligen Wiederherstellung mit anderen zu-

sammen sein. Natürlich gewährte ich seinen Wunsch und darob großer Jubel auf beiden Seiten.

Das Schlimmste, was ich dort zu sehen bekam, waren vier pockenranke Franzosen, die man in eine Scheune verlegt hatte; sie hatten die sogenannten schwarzen Pocken und waren schon am Sterben, als ich sie von den französischen Kollegen übernahm. Glücklicherweise wurden sie am anderen Tage von ihren Leiden erlöst. Wer einmal solche Pockenranke gesehen hat, wie diese armen, elenden Menschen, der begreift nicht, wie man gegen die Schutzpockenimpfung auftreten kann. Jenner ist einer der größten Wohltäter der Menschheit gewesen.

Zweier Verwundeter, die ihren Wunden erlagen, will ich hier besonders gedenken, eines Deutschen aus der Provinz Brandenburg, der bald nach der Übernahme des Lazarett's Grube Heinitz dort eingeliefert wurde, und eines Franzosen in Stieringen. Der Brandenburger war ein kräftiger, schöner Mann, ein junger Müller in guten Verhältnissen; er war verlobt und hoffte, seine Braut bald heiraten zu können. Er hatte in den ersten Kämpfen vor Metz einen Schuß mit Eingang der Kugel dicht unter dem Kniegelenk erhalten; die Kugel war auf das Schienbein aufgeschlagen, es bestand aber keine Ausgangsöffnung. Es waren seit der Verwundung mehrere Tage vergangen, ehe er in unser Lazarett kam. Der Mann hatte leichte Schmerzen dem Schienbein entlang und geringes Fieber. Das Kniegelenk war frei beweglich und ohne Schmerz. Ich ließ das Bein gerade halten und suchte behutsam nach der Kugel, die nach Aussage des Verletzten bisher nicht gefunden worden war. Vorsichtig betastete ich den Unterschenkel, da sagte plötzlich einer unserer Studenten, der den Fuß hielt: „Ich fühle hier etwas Hartes auf dem Fußrücken.“ Ich überzeugte mich sofort, daß es die Kugel war, machte unter aller antiseptischen Vorsorge den Schnitt durch die Haut und beförderte die Kugel, welche unmittelbar unter der Haut lag, leicht zu Tage. Die kleine Wunde wurde sauber vernäht, die Kugel übergab ich dem Verwundeten, der überglücklich war in der festen Überzeugung, daß nun alles gut sei und er in kurzer Zeit vollkommen gesund, nur mit zwei kleinen Narben am Bein, nach Hause entlassen werden könne. Ich teilte diese Stimmung nicht; im deutsch-österreichischen Kriege hatte ich zuviele Erfahrungen mit Eiterfieber und septischem Fieber gemacht,

um nicht gemerkt zu haben, daß der Arme in größter Gefahr war. Doch wollte ich ihm an dem Tage die frohe Stimmung, auf deren Erhaltung auch so viel ankommt, nicht verderben. Ich ordnete alles an, was geschehen konnte, um das Schlimmste zu verhüten, mußte aber am anderen Morgen mich entschließen, dem Manne zu eröffnen, daß nur noch in einer Amputation des Oberschenkels eine Möglichkeit der Lebensrettung für ihn bestehe. Man kann sich die Bestürzung des Verwundeten denken. Mit aller Entschiedenheit lehnte er die Operation ab, mit einem Stelzfuß wollte er seiner Braut nicht unter die Augen kommen; die Kugel sei ja auch gefunden und es bestehe ja eigentlich keine Verletzung. Ich suchte ihm seine Lage und die Gefahr, in der er schwebte, klarzumachen, verhehlte ihm auch nicht, daß jede Stunde der Zögerung sein Leben in die größte Gefahr bringe; er blieb fest und man kann sein Verhalten auch verstehen, denn er fühlte sich noch kräftig, hatte auch noch keinen ausgesprochenen Schüttelfrost gehabt. Aber in der kommenden Nacht stellten sich die Schüttelfröste ein, das Allgemeinbefinden verschlechterte sich zusehends und als ich am anderen Morgen zu ihm trat, bat er mich mit festem Entschlusse, die Amputation vorzunehmen. Es war mir klar, daß ich kaum Aussicht hatte, ihn jetzt noch durch die Amputation zu retten, versagen konnte ich sie ihm aber auch nicht. Ich nahm die Operation sofort vor, aber, wie ich vorausgesehen hatte, ohne den gewünschten Erfolg; am anderen Tage starb der Ärmste infolge des Eiterfiebers. Hätte er gleich eingewilligt, sich amputieren zu lassen, so wäre er vielleicht noch gerettet worden; mehr als ein „Vielleicht“ kann ich jedoch auch nicht sagen. Solche Fälle sind die schmerzlichsten, die man als Arzt im Kriege erlebt; ich könnte von mehreren berichten. Vielfach fallen die Verwundeten zum Opfer, die nicht alsbald nach ihrer Verwundung in sachgemäße Behandlung kommen. Wie viele derartige Opfer mag der jetzige Weltkrieg gefordert haben!

Der zweite Fall, von dem ich berichten möchte, betraf, wie bemerkt, einen französischen Soldaten, den ich in Stieringen übernahm. Die französischen Ärzte hatten ihn mir bereits als hoffnungslos bezeichnet. Es handelte sich um eine Schußfraktur des Oberschenkels, bei der der Knochen bis zum Hüftgelenk hinauf in mehrere Stücke zersprengt war. Ob durch eine Exartikulation des Beines im Hüftgelenk alsbald nach der Verwundung der Mann zu retten gewesen wäre, entzieht sich

meiner Beurteilung; als er in meine Behandlung kam, war sein verwundeter Oberschenkel bereits in einen Eitersack verwandelt und Eiterfieber hatte sich eingestellt; ein lebensrettender Eingriff war unmöglich; ich mußte mich damit begnügen, durch sorgfältigen Verband mit gründlicher Entleerung des Eiters und Verabreichung von Schlafmitteln für die Nacht die Leiden des Verwundeten möglichst herabzumindern. Die beiden vorhin genannten Krankenschwestern erkannten gleichfalls die große Gefahr, in welcher der Kranke sich befand und baten mich, ich möge ihm doch Mitteilung davon machen und ihn veranlassen, den Besuch des Priesters anzunehmen. Ich sagte, daß ich es für meine Pflicht halte, dem Kranken das Bedenkliche seines Zustandes nicht zu verschweigen mit Rücksicht darauf, daß er noch Anordnungen für seine Verwandten treffen könne; was jedoch den Empfang des Priesters anlange, so müsse ich das zu bestimmen ihm selbst überlassen. Beim nächsten Besuche, nachdem der Verwundete auf meine Frage, wie es ihm ginge, erwidert hatte, er fühle sich von Tag zu Tag schlechter und sehe sein Ende voraus, sagte ich ihm, ich und die Schwestern würden alles aufbieten, ihn zu retten, ich könne aber nicht leugnen, daß er in Gefahr sei. Falls er etwa den Seinigen noch Nachrichten zukommen lassen wolle, sei ich bereit, ihm dabei behilflich zu sein. Er ergriff meine Hand und dankte mir vollkommen ruhig und gefaßt. Er habe, sagte er, von nahen Angehörigen nur eine Schwester am Leben, der er die kleinen Gegenstände, die er bei sich habe, vermachen wolle, sowie das kleine Habe daheim. Er bat um Schreibmaterial und gab mir später einen Brief an seine Schwester, sowie ein kleines Paket für sie mit der Bitte, ich möge dafür sorgen, daß sie es bekomme. Das versprach ich ihm und habe auch mein Versprechen gehalten. Ich unterhielt mich dann noch eine Weile mit ihm, wobei ich ihn vollkommen ruhig fand; herzlich dankte er mir wiederholt und bat, daß ich doch noch öfters zu ihm kommen möge, was ich denn auch gern tat. Als ich nach einigen Stunden wiederkam, beklagte er sich, daß der Priester bei ihm gewesen sei und ihm ins Gewissen geredet habe; er habe es abgelehnt, dessen Wunsch zu erfüllen; er sei Freidenker und halte von dem, was die Kirche verlange, nichts; ich möge dafür sorgen, daß der Priester nicht mehr zu ihm komme. Ich sprach mit dem Pater darüber und mit den Schwestern, die unglücklich darüber waren. Der Pater sagte, er habe es für

seine Pflicht gehalten, den Versuch zu machen, wolle aber dem Kranken nicht weiter lästig fallen. Ich konnte sein Verhalten nur billigen. Ich ging noch mehrere Male zu dem Leidenden, der immer erfreut war, mich zu sehen, fand ihn aber zusehends schwächer werden. Gegen Abend, als ich ihn nach einem Besuche wieder verlassen wollte, legte er sich zurecht und sagte, ich möge ihm die weiße Nachtmütze, die er trug, über die Augen ziehen. Ich tat das, dann suchte er meine Hand, drückte sie und dankte mir. Ich erwiderte seinen Händedruck, legte dann leise meine Hand auf seinen Kopf und verließ das Zimmer. Als ich nach einer Stunde wieder eintrat, fand ich ihn genau in derselben Lage, wie ich ihn verlassen hatte, entschlafen. Ich habe selten einen Menschen so ruhig und gefaßt seinem Ende entgegengehen sehen, wie diesen in der Blüte des Lebens stehenden schlichten Mann.

Nicht um mich zu rühmen, sondern weil es mir wohltat, und noch heute wohltut, selbst nach der Stellung, in die der Weltkrieg uns zu Frankreich gebracht hat, berichte ich, daß ich mir bald das vollste Vertrauen der mir übergebenen französischen Verwundeten und Kranken, sowie der beiden Pflegeschwestern erwarb. Ich sah es ihnen an, wie sich Alle freuten, wenn ich in die Krankenzimmer trat, und als ich im Oktober scheiden mußte, um in Breslau meine Vorlesungen an der Universität wieder aufzunehmen, umklammerten Alle meine Hände, wollten mich nicht ziehen lassen und sprachen in rührender Weise mir ihren Dank aus. Mit Tränen in den Augen schied ich. Ein schwerer Beruf, der des Arztes, aber ein schöner Beruf!

Noch eine ganze Reihe von Kriegen in der Alten und Neuen Welt habe ich als Zuschauer miterlebt, über die ich nur mit kurzer Erwähnung hinweggleiten will. Da war es in Südamerika der Krieg zwischen Chile einerseits und Peru nebst Bolivia andererseits. Da ich eine ganze Reihe von Chilenen zu meinen Schülern zählte, die ich alle als sehr tüchtige Studierende kennen gelernt hatte und da einer meiner früheren Laboranten, Dr. Vicente Jzquierdo, mit dem ich brieflichen Verkehr unterhielt, Professor der Anatomie in Santiago geworden war, so gewann ich ein größeres Interesse für diesen fernliegenden Kriegsschauplatz. Meine Sympathien waren auf Seiten Chiles, doch zollte ich dem klugen und tapferen Verhalten des peruanischen Admirals Grau mit seinem Schiffe „Huascar“ vollste Anerkennung. <sup>(18)</sup>

Hatten sich bis dahin die kriegerischen Ereignisse, von denen ich zu berichten habe, vorzugsweise im Westen abgespielt, so werden sie seit 1870 in auffälliger Weise nach dem nahen und fernen Osten verlegt und dieser beginnt an den Welthändeln in bemerkenswerter Weise teilzunehmen. Selbst der kurze Spanisch-amerikanische Krieg, in welchem wohl die Sympathien der ganzen Welt auf seiten des unrühmlich vergewaltigten Spaniens waren, griff mit der Einverleibung der Philippinen durch die nordamerikanische Union auf den Osten über. Widerlich erschienen mir die Ruhmredigkeiten, in denen sich damals die Unionspresse gefiel; es war wahrlich kein Ruhm, weder für Herrn Roosevelt mit seinen Rough Riders, noch für die nordamerikanischen Admirale Sampson und Schley, die Spanier zu besiegen, deren Admiral Cervera alle Anerkennung verdient, während der Streit, der zwischen den Anhängern Sampsons und Schleys über deren Verdienste ausbrach, einen sehr unerquicklichen Eindruck machte.

Die Kriege im Osten wurden eröffnet durch den großen Russisch-türkischen Krieg der Jahre 1877/78, der durch den für Rußland günstigen Frieden von San Stefano (3. März 1878) beendet wurde, aber erst durch den von England beantragten, von Österreich und Preußen unterstützten Berliner Kongreß am 13. Juli 1878 seinen endgültigen Abschluß fand; hier wurde der Friede von San Stefano zum merklichen Nachtheile Rußlands abgeändert. Unzweifelhaft hat diese Aktion einen Stachel in den Herzen der maßgebenden russischen Kreise hinterlassen, dessen Wirkung sich vorzugsweise gegen Österreich und Deutschland kehrte. Merkwürdig, daß England bei solchen Aktionen fast stets unbescholten bleibt! Man wird in dem Berliner Kongreß auch eine der weiter zurückliegenden Ursachen des Weltkrieges von 1914 zu suchen haben.

Nun kam 1900 der chinesische Boxerkrieg, wo wir zwar kriegerisch uns in gutes Licht setzten, jedoch in den folgenden Verhandlungen und in unserem Verhalten beim Frieden von Shimonoseki uns die Freundschaft Japans verscherzten, während das kluge Albion wiederum seinen Vorteil wahrzunehmen verstand.

Am 5. Februar 1904 brach dann einer der folgenschwersten Kriege der Neuzeit, der Russisch-japanische Krieg aus. Sein großer Erfolg für Japan in der Einnahme von Port Arthur am 2. Januar 1905 und der glänzend durchgeführten Vernichtung der russischen Flotte

durch den Admiral Togo in der Seeschlacht bei Tsushima am 27. und 28. Mai 1905 brachte diese ostasiatische, der englischen vergleichbare Seemacht in das Konzert der großen Mächte. Zugleich liegt in dem Ausgange dieses Krieges wieder eine entferntere Wurzel für 1914. Er brachte Rußland an den Rand einer Revolution und gab der Partei, welche durch einen klaren Erfolg auf dem Balkan das Ansehen Rußlands und des Zarismus gegen die drohende Revolution wieder herzustellen vermeinte, das Heft in die Hand, damit dann die Gegnerschaft gegen Österreich und Deutschland.

Meine Sympathien in diesem großen Kampfe waren auf seiten Japans. An einer anderen Stelle habe ich über meine Begegnung mit der russischen Flotte, als sie zu ihrer Vernichtungsfahrt auszog, berichtet.

Ein kleiner, jedoch auch — im Zusammenhange betrachtet — nicht zu vernachlässigender Krieg war inzwischen rasch erledigt worden, der Krieg zwischen der Türkei und Griechenland im Jahre 1897. Die Türken, deren Sache mir die gerechte schien, blieben Sieger. Dieser kurze Krieg war nur ein Vorläufer der großen Balkankriege 1912/13, die mit der Liquidation der europäischen Türkei endeten, aber auch fast direkt in den Weltkrieg von 1914 hinüberführten. Ich gestehe, meine Sympathien den Türken in diesen Kämpfen nicht haben versagen zu können; als es sich aber später um die Bulgaren, Serben und Griechen handelte, wendete sich mein Interesse den letzteren zu. Das neugeborene Fürstentum Albanien habe ich von Anfang an als eine nicht lebensfähige Mißgeburt angesehen. Wenn man sich nicht klar einigen kann und jedem Kontrahenten bei einer Neuschöpfung nachgeben will, dann kommen solche unhaltbaren Dinge zustande.

### XIII. Kapitel.

#### Der Weltkrieg und die Revolution.

Es war mir beschieden, auch noch das Schlimmste zu erleben, was kommen konnte, den Weltkrieg von 1914—1920<sup>1</sup> und seinen für Deutschland so tieftraurigen und schmachvollen Ausgang. Die poli-

<sup>1</sup> Obwohl die Waffen gegen Deutschland seit Ende des Jahres 1918 ruhten kann doch als Endjahr des Krieges erst 1920 bezeichnet werden, da im Januar dieses Jahres der Friede unterzeichnet wurde.